

## **Aus Afghanistan lernen**

Das muss man Präsident Obama lassen: Er hält Wort. Er hat die großen Expeditionsarmeen der USA aus dem Irak und Afghanistan zum Ende seiner Präsidentschaft fast vollständig wieder nach Hause gebracht. „Amerikas Kriege beenden“, so lautete ja eines seiner Wahlziele 2008.

Bob Woodwards Buch *Obamas Kriege*, 2010 erschienen, enthält ein bemerkenswertes Zitat des jungen Präsidenten aus der internen Debatte über eine zeitweilige Truppenvermehrung in Afghanistan, den sogenannten *surge*: „Ich werde keinen Einsatz genehmigen, der meinem Nachfolger mehr Truppen in Afghanistan hinterlässt, als ich bereits geerbt habe.“ Der Zeitplan war also letztlich das Entscheidende. Das Hauptziel: *exit, disengagement*. Die US-Bündnispartner und die NATO passten sich der Führungsmacht mit dem bei weitem größten militärischen Beitrag an. Auch schien allenthalben innenpolitisch die „strategische Geduld“ verbraucht. Auf der Strecke blieb die Notwendigkeit, das Engagement nach bestimmbareren Erfolgskriterien zu bemessen.

Wenige Wochen vor der nächsten amerikanischen Wahlentscheidung zeigt nun der Blick auf die Konfliktlandkarte: Die Lage in Afghanistan ist zunehmend

prekär; es gibt Fortschritte im Schul- und Gesundheitswesen und beim Aufbau nationaler Sicherheitskräfte, aber Hilfe von außen bleibt existenziell nötig. Neue Brandherde sind hinzugekommen: Irak, Syrien, Libyen, Mali. Millionen fliehen aus ihren explodierenden Heimatländern. Dschiadistischer Terror droht überall. In Europa spielt die Fähigkeit zur kollektiven Verteidigung aufgrund der unberechenbaren russischen Konfrontationspolitik wieder eine wichtige Rolle. Sorge bereitet die autoritäre Wendung im Nato-Land Türkei. Und im Fernen Osten nimmt der Rüstungswettlauf weiter Fahrt auf.

Dieses beunruhigende Lagebild bedeutet nicht, dass alle politischen, diplomatischen und militärischen Anstrengungen vergebens sind, weil die Welt in fataler Automatik zunehmend „aus den Fugen“ ginge. Notwendig und lohnend ist allerdings der (selbst-)kritische Rückblick auf die Bedingungen für den Erfolg von Interventionen, mit denen wir gerade Erfahrungen gesammelt haben, national und international.

ISAF, die *International Security Assistance Force* in Afghanistan, der bislang umfangreichste internationale Einsatz nach militärischer Intervention, ist im Dezember 2014 zu Ende gegangen und wurde abgelöst von einer deutlich kleineren NATO-„Trainingsmission“, *Resolute Support*, die eigentlich dieses Jahr schon auslaufen sollte, nun aber auf unbestimmte Zeit verlängert wurde.

Zu ISAF liegt bis heute kein umfassender Evaluationsbericht der NATO oder eines einzelnen großen Bündnispartners vor, auch aus Deutschland nicht. Es gibt einen jüngst veröffentlichten Bericht über Norwegens nationalen Beitrag zu diesem internationalen Einsatz; außerdem eine bisher unveröffentlichte „Nachbetrachtung“ der Bundeswehr. Im Bundestag hat der Auswärtige Ausschuss zwei Anhörungen durchgeführt, von denen es Protokolle gibt. Zudem existieren einige verdienstvolle Monographien und Sammelbände, u.a. herausgegeben vom ehemaligen Befehlshaber des deutschen Einsatzführungskommandos Rainer Glatz (mit Rolf Tophoven) und von einem Politologenteam um Joachim Krause (Robin Schroeder und Stefan Hansen). Aber wer wertet das alles aus? Was lernen wir für künftige zivil-militärische Bündnisinterventionen in Konfliktgebieten?

Auf einem Workshop mit hochrangigen deutschen Experten aus allen Bereichen kam es kurz vor der parlamentarischen Sommerpause in Berlin tatsächlich dazu, dass – im vertraulichen Rahmen – auf eine besonnene, aber entschiedene Weise Klartext geredet wurde. Bundeswehrverband, Reservistenverband, das Aspen Institute Deutschland und der Wehrbeauftragte hatten eingeladen. Es ging um drei Themenbereiche: erstens Bundeswehrrerfahrungen, zweitens „vernetzter Ansatz“ national und drittens *comprehensive approach* international.

1. Zu den wichtigsten Aspekten der Bundeswehrdiskussion – hier in Stichworten – gehört die Klärung von populären Fehlwahrnehmungen: Die Bundeswehr *führt* keine nationale Operation durch, es geht immer um Einordnung ins und Einfluss im Bündnis. Am Anfang eines militärischen Engagements sind Stärke und Tempo entscheidend, auf Dauer Geduld und ein langer Atem – vor allem aber klare Ziele und Kriterien für Fortschritt und Erfolg. Mandatsobergrenzen sollten nicht zu früh festgelegt werden, ohne Kenntnis der Partnerbeiträge. Und sie sollten flexibel genug sein, um auch auf extreme Lageänderungen reagieren zu können. Verantwortungsvoller militärischer Ratschlag an die Politik sollte im Übrigen nicht von vorseilendem Gehorsam geprägt sein.

Gerade in asymmetrischen Szenarien – das wurde gelernt – sind Luftbeweglichkeit (Hubschrauber) und Präsenz in der Fläche, Nachrichtengewinnung und modernste Aufklärungsmittel überlebenswichtig; Informationen müssen gebündelt und mit den Partnern geteilt werden. Sonst reist man „mit dem Uboot durch Afghanistan“, wie ein COM ISAF, US-General Stanley McChrystal, einmal schrieb. Allerdings: Die ISAF-Mission folgte in Abhängigkeit von der Lageentwicklung in verschiedenen Phasen ihrer 13 Jahre unterschiedlichsten Zielen und Rationalitäten – was nicht unproblematisch war.

2. Auftrags- und Zielklarheit waren auch ein Problem für den sogenannten „vernetzten Ansatz“, also für das ressortübergreifende Zusammenwirken von zivilen Kräften aus den Bereichen der Bundesministerien für

Entwicklungszusammenarbeit, Äußeres und Inneres sowie NGOs mit der Bundeswehr. Das zivile Personal blieb immer knapp, von AA-Beamten bis zu Polizeiausbildern, und die zivilen Mittel standen lange in einem bemerkenswerten Missverhältnis zum militärischen Aufwand. NGOs, aber insbesondere NGOs und erst recht die Organisationen der humanitären Hilfe, die existenziell auf ihre absolute Neutralität angewiesen waren, fürchteten eine Vereinnahmung durch das Militär. Militärische Instanzen fühlten sich dagegen durch manche NGOs stigmatisiert.

Bei der ressortgemeinsamen Zusammenarbeit, etwa in den *Provincial Reconstruction Teams* (PRT), wären eine regelmäßige gemeinsame Einsatzvorbereitung, gemeinsame Doktrindokumente und ggf. ein gemeinsamer Planungsstab wünschenswert gewesen. Auch das technische Miteinander-reden-Können, das heißt Gemeinschaftsfunk, blieb der individuellen Improvisation vorbehalten. Schließlich die Gretchenfrage: Wer führt? Und was bedeutet in diesem zivil-militärischen Zusammenwirken eigentlich „Führen“?

Zu Hause ist im Übrigen der zivile Anteil des zivil-militärischen deutschen Engagements unterproportional zu seiner Bedeutung für Erfolg oder Misserfolg der Gesamtmission wahrgenommen und im Vergleich ungenügend unterstützt worden. Das lag auch am faktischen Bundeswehrmonopol für Zugang und Betreuung von Medienvertretern. Vor Ort gab es fast keine auf Dauer aktiven

deutschen Korrespondenten. Doch ist Kommunikation, auch mit der Bevölkerung zu Hause, von entscheidender Bedeutung.

3. Für die Erfahrungen mit dem internationalen *comprehensive approach*, dem ganzheitlichen Ansatz, gilt die gleiche Leitfrage: Welches Ziel, welche *grand strategy*, welcher Masterplan wurde da von Nato und internationaler Gemeinschaft gemeinsam und gleichzeitig verfolgt? Warum wurden Nachbarn wie Pakistan, China oder Iran nicht von Anfang an einbezogen? Wie wurden afghanische Gesellschaftsstrukturen und die Interessen unterschiedlicher innerafghanischer Akteure berücksichtigt? Warum gab es nicht von Anfang an ein Versöhnungskonzept, sondern erst nach vielen Jahren, aus mittlerweile geschwächter Position, die Suche nach „gemäßigten Taliban“?

Einsatz und guter Wille waren enorm. Auf dem Höhepunkt des amerikanischen Engagements gaben die USA 100 Milliarden Dollar im Jahr allein für ihre militärische Präsenz aus, so viel wie das BIP kleinerer europäischer Volkswirtschaften. Es gab unter NATO-Kommando zeitweise 50 truppenstellende Nationen. 80 Staaten waren beim zivilen Aufbau behilflich. Unzählige Organisationen aus aller Welt leisteten vor Ort Beiträge für eine friedliche Entwicklung. Alle brachten Opfer. Tausende Soldaten, auch Entwicklungshelfer, Polizisten und Freiwillige ließen ihr Leben in Afghanistan, Zehntausende kehrten verwundet an Körper und Seele nach Hause zurück, auch

Deutsche. Viel bitterer noch traf es die Afghanen selbst, bis heute.

In den Kategorien von „Sieg“ oder „Niederlage“ sind langfristige Stabilisierungsmissionen nicht zu fassen. Das Petersberg-Abkommen 2001 war ja kein Friedensvertrag. Die andere Seite fehlte. Für die Taliban scheint es heute auszureichen, „nicht zu verlieren“. Die internationale Gemeinschaft aber darf „nicht siegen“ deshalb nicht als Scheitern interpretieren.

Ein so großer Einsatz wie ISAF muss künftig wesentlich besser koordiniert und geführt werden. Auf den Punkt brachte es der Regionalbefehlshaber eines europäischen Bündnispartners: „Wer war mein Boss? Der US-Botschafter in Kabul? Die afghanische Regierung? Der COM ISAF? Der NATO-Befehlshaber in Brunssum? Der US-Befehlshaber von CENTCOM in Tampa? Meine nationale Regierung? Jemand von der UNO?“

In der Bundeswehr-internen „Nachbetrachtung“ der ISAF-Jahre sticht ein Satz besonders heraus: „Die Bundeswehr hat sich mit dem und durch den Einsatz in Afghanistan stark verändert.“ Zu den Lehren aus Afghanistan gehört ganz gewiss, dass Ausbildung, Personalstruktur und Ausrüstung auf der Höhe der Zeit sein müssen, qualitativ und quantitativ. Nicht irgendwann, sondern jetzt. Die heutige Bundeswehrgeneration muss die wachsenden heutigen Bundeswehraufgaben tatsächlich erfüllen können – auch unter Berücksichtigung

der wieder ernster zu nehmenden Fähigkeit zur kollektiven Verteidigung in Europa. Kein Einsatz gleicht dem anderen. Aber aus jedem lässt sich lernen.